

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 18 (1924)
Heft: 6-7

Artikel: Vom Kampf um den Zivildienst. I., Die bernische Zivildienstmotion ; II., Die Stimme eines Laien ; III., Ein Brief aus Schweden an die evangelischen Schweizerkirchen
Autor: Oettli, J. / Schwedischer Bund für Christliches Gesellschaftsleben
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Kampf um den Zivildienst.

I. Die bernische Zivildienstmotion.¹⁾

Geehrter Herr Präsident!

Geehrte Herren Synodalen!

Lassen Sie mich zunächst einen vierfachen aufrichtigen Dank aussprechen! Ich danke denen, welche an der letzten Synodaltagung die Zeit über Erwarten lang in Anspruch genommen und dadurch damals die Behandlung unserer Resolution verunmöglicht haben. Sie haben dadurch, mit oder ohne Willen, den Rahmen geschaffen, der dem heutigen Verhandlungsgegenstande angemessen ist. Sie haben dem Antrag und Beschluss gerufen, eine ausserordentliche Sitzung abzuhalten. Ich danke dem Redner, der am 4. Dezember, in kurzem, einschlagendem Votum vorgreifend, ordnungswidrig zur Sache selber das Wort ergriffen hat. Er hat damit dargetan: Die Sache ist so wichtig, dass man wohl einmal die Geschäftsordnung missachten darf. Sie berührt eine Lebensfrage, an der die Geister lebendig werden und alle Schranken durchbrechen. Ich danke der Synode für den Beifall, den sie, trotz der Entgleisung des Redners, gespendet hat. Er hat uns, wemns überhaupt noch nötig war, aufs deutlichste gezeigt, dass es einen heissen Kampf absetzen werde, dass es sich nicht um eine wohlfeile Erklärung handelt, der man selbstverständlich beistimmt, dass vielmehr die Beistimmung nur nach schmerzlichem innerm Ringen möglich ist. Ich danke dem Synodalrat, dass er vor uns Motionären aufgestanden ist und sich wegen der Zivildienstbewegung an den schweizerischen evangelischen Kirchenbund gewandt und damit erklärt hat: Die Kirche darf daran nicht vorbeigehen.

Diese vier Punkte dürften eine genügende Erklärung sein dafür, dass wir die verschiedenen Winke, wir möchten die Motion zurückziehen, nicht befolgten. Wir hätten uns der Untreue anklagen müssen gegen uns, gegen die Synode, gegen die Sache. Nachdem es ohne unsere Schuld und ohne unser Dazutun zum Beschluss einer ausserordentlichen Sitzung gekommen war, wäre ein Rückzug schmerzlich, geradezu unverständlich gewesen.

Zur Sache! Eine Petition an die Bundesversammlung regt an, dass für Schweizerbürger, die aus Gewissensgründen den Dienst in der Armee nicht leisten können, ein Zivildienst eingerichtet werde. Sein Sinn und Zweck ist körperliche und geistige Erziehung, Pflege kameradschaftlicher Gesinnung und tatkräftiger Liebe zu Heimat und Volk, und im besondern eine Arbeitsleistung im Geiste der gegenseitigen Hilfe. Er soll in Bezug auf Ordnung und Arbeitsernst dem Militärdienst nicht nachstehen und zur Verhütung jedes Missbrauchs ein Drittel länger dauern als dieser.

Was wollen wir nun, indem wir diese Petition hier zur Sprache bringen? Wir wollen nicht, dass die Synode sich materiell dazu äussere, dass sie über Ausführbarkeit und Unausführbarkeit des einen oder andern Punktes rede, dass sie den politischen Behörden vorgreife. Wir wollen nicht, dass die weitreichenden Fragen der Landesverteidigung, der Abrüstung, des Antimilitarismus behandelt werden. Wir geben zu, dass diese mit unserer Erklärung zusammenhängen. Aber wir fragen: Ist es recht, dass eine christlich-kirchliche Körperschaft darauf eintrete, bevor sie die Gewissensfrage und die Glaubensfrage in ihrer Wucht und Tragweite empfunden hat? Wir haben sicher genug

¹⁾ Es ist gewiss am Platze, dass die Rede, womit der Hauptmotionär in der Berner Synode seine Sache begründete, in extenso bekannt wird, einmal um ihres allgemeinen Gehaltes willen, sodann, damit klar werde, was die Motion eigentlich wollte. D. Red.

und übergenug zu tun mit diesen beiden in unserm Lebenskreis und Pflichtenkreis liegenden Fragen.

1. Die Gewissensfrage.

Die vorgelegte Resolution lautet in ihrem ersten Teil: Die evangelisch-reformierte Kirchensynode des Kantons Bern erblickt in der Bewegung für den Zivildienst einen berechtigten Versuch, die Freiheit des christlichen Gewissens zu schützen, was sie als unabweisbare Pflicht, aber auch als eine Grundbedingung eines gesunden nationalen Lebens betrachtet.

Haben wir die Pflicht, die Freiheit des christlichen Gewissens zu schützen? Wir als Christen? Wir anerkennen nur eine absolut gültige Bindung: die Bindung an Gott. „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte!“ Es gibt kein Ausweichen, es gibt keine Rücksicht auf sich oder andere, auch wenn die andern die Riesenmacht des römischen Staates repräsentieren. In dem, was wir christliches Gewissen nennen, erkennen wir einen Widerschein der Gotteswelt. Man könnte höchstens fragen: Dürfen wir überhaupt den Anspruch erheben, da Beschützer zu sein? Ist nicht umgekehrt das christliche Gewissen unser Beschützer und Retter, und zwar gerade dann, wenn es verfolgt wird und in der Verfolgung seine Siegeskraft offenbart? Wahrhaftig, im Ausdruck „Schutz des Gewissens“ liegt eine Selbstüberhebung. Aber sollen wir, indem wir dies erkennen, umgekehrt zu Bedrückern des Gewissens werden? Sollen wir nicht uns demütig beugen, wo immer es laut redet? Und wenn die Geister sich in zwei Heerlager spalten, hie Gewissensfreiheit, hie Gewissensknechtung, und wenn wir unausweichlich Stellung beziehen müssen, auf welche Seite sollen wir uns stellen? Zumal als Protestanten? Wenn wir Recht haben damit, dass die Reformation ein neues Hervorbrechen des Evangeliums sei, dann ist sie ohne Zweifel zugleich ein neuer Vorstoss des Gewissens. Es ist nicht zufällig, dass das Lutherwort: „Es ist nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu tun“ eine Art Losungswort der Protestanten geworden ist. Es birgt tatsächlich die Wahrheit, ohne die wir nicht sein können. Dass das am Evangelium lebendig gewordene Gewissen massgebend ist, sagt auch Zwingli im ersten seiner 67 Artikel: „Alle, die sagen, das Evangelium gelte nichts ohne die Bestätigung der Kirche, irren und schmähen Gott.“ Und ist es nicht vielsagend, dass gerade vom unduldsamsten Reformator, von Calvin aus, auf dem Umweg über England-Amerika die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu einem unveräusserlichen Gut der evangelischen Christenheit geworden ist? Auf den Grund vordringend, hat Alexander Vinet scharf umrissen erklärt: „Der Protestantismus ist ein Schongebiet für die Freiheit des Gewissens; er ist nicht Religion, sondern ein Ausgangspunkt für die Religion.“ „Er ist das Recht des Einzelnen, in religiösen Dingen selbständig zu denken; er ist eine Form der Freiheit.“ „Wenn wir den Brüdern die Freiheit des Gewissens absprechen und zugleich uns Protestanten nennen, dann lügen wir.“ Ich möchte noch weiter fahren und sagen: Dann verleugnen wir die Väter unseres Glaubens; dann graben wir uns selber den Boden ab, auf dem wir stehen. Wenn wir irgendeine andere Bindung derjenigen an Gott vorziehen, sind wir verloren. Wir leben davon, dass es Gewissensmenschen gibt.

Und nun: Sind die Dienstverweigerer zu den Gewissensmenschen zu zählen? Sie sind bekanntlich der Ausgangspunkt für die Zivildienstpetition. Die Petitionäre ertrugen es nicht, dass diese Menschen gerichtlich abgeurteilt wurden. Das Recht oder Unrecht der Petition hängt nun durchaus daran, ob sich's um Gewissensmenschen handle oder nicht, hängt an der Frage: Wie sind sie zur Dienstverweigerung gekommen? Wohlgemerkt: Nur die, um derentwillen die Petition einsetzte! Von zwei Seiten her: Vom Krieg und vom Evangelium. Dies beides ist ihnen überwältigende Wirklichkeit geworden. Wir, die Kirche,

haben daran auch ein gewisses Verdienst. Wir haben ja das Evangelium konserviert bis auf den heutigen Tag. Wenn wir dies nicht getan hätten, dann allerdings hätten die Soldaten an allen Fronten frisch-fröhlich, ohne Seelennot, drauf losgekämpft. Wir nun haben ihnen den frisch-fröhlichen Mut zum Dreinschlagen geraubt. Ja, wir, die Kirche, durch unsere Verkündigung des Evangeliums. Wir ahnten wohl nicht, was wir taten. Aber auf einmal zeigte es sich: da und dort erklärt einer: Ich kann nicht mehr. Christus verbietet es mir. Und dieses Verbot gilt absolut. Es gilt gegen Staatsverfassung, Militärstrafgesetz und was Grosses die Menschen geschaffen haben, es gilt auch gegen mein Behagen, meine irdische Existenz, mein Leben. Ich habe mich gegen ihn gewehrt. Ich habe mir alle Vorwürfe gemacht, die nachher gegen mich erhoben worden sind: Ueberempfindlichkeit, Einbildung, Hochmut, Selbstgerechtigkeit. Es hat nichts genützt. Christus hat sich nicht beiseite schieben lassen. Er hat mich unabweislich vor die Wahl gestellt: Entweder Krieg mit all seinen Widergöttlichkeiten oder Evangelium mit all seinen Friedenskräften. Zwischen diesen zwei Steinen musste ich zermalmt werden, wenn ich nicht mich für die eine oder andere Seite entschied. Wie hab ich doch die beneidet, denen dieses Entweder-Oder erspart blieb! Ich empfand Gott als den Grausamen, bis die Entscheidung fiel: Kein Krieg mehr. Kein Waffenhandwerk mehr. Mag für mich daraus folgen, was will, das Ende wird Licht sein, für mich und für die anderen.

Es mag nochmals gesagt werden: An diesen Seelenkämpfen sind wir nicht unschuldig. Wenn sie nun einmal sein mussten, sollten wir ihnen etwa den gegenteiligen Ausgang, die Entscheidung für Militär- und Kriegsdienst wünschen? Sollten wir also unsere eigene Arbeit verdammen? Sollten wir das christliche Gewissen predigen und nachher die Gewissenstat dem Strafrichter überweisen?

Nicht doch! Wir wollen uns zu unserer Arbeit bekennen. Wir müssen, gern oder ungern, die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen als die Unrigen betrachten. Wie tun wir das? Der Synodalrat möchte sie bewahrt wissen vor Gefängnis und andern entehrenden Strafen. Wir hätten seinem Vorstoss beim Kirchenbund einen grössern Erfolg gegönnt. Aber war nicht der Misserfolg unvermeidlich? Man denke sich die Sache durch: Keine entehrende Strafe, aber immerhin ein richterliches Urteil, das heisst die Feststellung eines Vergehens, und zwar ein Vergehen aus edler, reiner Gesinnung. Ich meinte sonst, dass für den Christen ein Vergehen in der gemeinen, nicht in der reinen Gesinnung bestehe. So verstehe ich Jesu wiederholtes: „Ich aber sage euch.“ Ich betone: für den Christen. Für den staatlichen Richter ist der gesetzwidrige Tatbestand massgebend. Aber wir möchten ja als Christen reden. Und als solche sagen wir: Entweder ist die Dienstverweigerung eine Gemeinheit, und dann verdient sie rücksichtslose Bestrafung, eine Ausschaltung der Verweigerer aus der Gesellschaft, oder sie steht im Einklang mit dem Evangelium, und dann müssen wir jede Bestrafung als Ungerechtigkeit brandmarken. Ein Mittelding gibt es nicht, oder dann besteht es in einer Art Bemitleidung: Ihr Herren Gesetzgeber und Richter! Seid nachsichtig mit diesen Menschen, die unter der Kriegs- und Nachkriegspsychose leiden! Behandelt sie lieber als Kranke denn als Verbrecher! Wie? Wir als Kirche, als Vertreter der Christengemeinde sollen so reden? Da sei Gott vor!

Weil vermutlich keiner von uns einer harten Verurteilung das Wort reden möchte, bleibt uns nur noch die Möglichkeit: Wir suchen einen Weg, auf welchem der Gewissensmensch, der den Befehl der Waffenlosigkeit vernommen hat, einherschreiten kann. Auf diesen Weg will die Petition hinweisen. Sie hat nichts Diktatorisches wie die Initiative. Sie will nur anregen. Sie spricht nur einen Grundsatz aus: Sorgt dafür, dass diese nicht zahlreichen, aber wert-

vollen Menschen der Gesamtheit erhalten bleiben, dass sie ihre Kräfte betätigen können im Dienst am Ganzen! Lasst sie nicht in der ihnen selbst qualvollen Weigerung stecken! Nehmt ihren Willen zum Opfer an! Ihr gefährdet euch selber, wenn ihr gegen sie kämpft! Gewiss, es ist ein Wagnis, das christliche Gewissen bis in die letzten Konsequenzen gelten zu lassen. Aber das sollte uns ausser Zweifel sein, es ist schliesslich ein Wagnis zum Leben. Es ist nicht minder ein Wagnis, die Gewissensmenschen auszustossen, und zwar ist dies ein Wagnis zum Tode.

Meine Herren! Ich appelliere nicht an Ihr Mitgefühl. Die Dienstverweigerer, um die es sich hier handelt, betteln, trotz Gefährdung ihrer Existenz, nicht darum. Sie bedurften des Mitgefühls eher in der Zeit, da sie die Entscheidung noch nicht getroffen hatten. Ich bitte Sie nur um die schlichte und zugleich unvermeidliche Ueberlegung: Ist es recht, dass ein Mensch verurteilt wird, bloss weil er dem christlichen Gewissen gehorcht? Lässt sich das mit unserer evangelisch-protestantischen Ueberzeugung vereinigen? Ja oder nein? Um dies geht es im ersten Teil der vorgelegten Erklärung.

2. Die Glaubensfrage.

Der zweite Punkt der Erklärung lautet: Die Synode anerkennt in der Bewegung für den Zivildienst eine achtungswerte Aeusserung des gesunden christlichen Geistes, der den Mitteln der Gewalt die Mittel der Liebe und die veröhnende Tat gegenüberstellen und so die höchsten Güter verteidigen und zugleich die nationale und internationale Solidarität wahren und vertiefen will.

Es ist schon oft ausgesprochen worden, dass der Krieg die Abrechnung mit dem alten Gewaltgeiste gewesen sei, von diesem selber vollzogen, dass dieser sich in seiner Blösse dargestellt habe und die Menschen von nun an nicht mehr betrügen könne. Es ist oft darauf hingewiesen worden, dass wir erst jetzt, infolge des Krieges, im Uebergang vom Alten zum Neuen Testament begriffen seien. Wenn das wahr ist, dann stehen wir in einer Grosszeit ohnegleichen, dann muss uns alle die Ahnung, das Ausschauen, die gespannte Erwartung durchzittern. Dann muss etwas Urchristliches durch uns ziehen. Und es muss wohl wahr sein. Ohne dies wäre ja der Krieg, wären all die Leiden und Opfer vergeblich gewesen. Das ertrage, wer kann! Wir ertragen das nicht. Wir — ich möchte wirklich im Namen aller Anwesenden reden; ich habe ein Recht dazu, indem ich auf Kundgebungen der Synode und des Synodalrates hinweise. Am 10. November 1914 hat Herr Prof. Hadorn hier gesagt: „Der christlichen Kirche kann der Vorwurf nicht erspart werden, dass sie es zwar nicht an Spott und Hohn über die Friedensbestrebungen hat fehlen lassen, wohl aber an dem ernstlichen Willen, auf der bessern Grundlage, die sie kannte, das Werk des Weltfriedens zu fördern. Das wird eine Aufgabe sein, die uns für die Zukunft wartet, wenn anders wir von der Gewissheit innerlich durchdrungen und erfasst sind, dass der Krieg mit der Religion Jesu schlechthin unvereinbar ist.“ Und die Synode hat seinen trefflichen Worten in tiefer Ergriffenheit zugestimmt. Der Synodalrat hat in vorhergehenden und nachfolgenden Kundgebungen der Erkenntnis, zu der der Krieg uns verhalf, den Ausdruck verliehen, den niemand anders wünschte, zunächst einen Ausdruck der Busse: „Wir waren schuld, und es muss anders werden. — Diese aufdämmernde Erkenntnis ist das einzig Tröstliche im heutigen Wirrsal von Jammer, Not und Streit.“ Und anderswo: „Herr Jesus Christus! An Deinem Locken und Mahnen hat es nicht gefehlt. Wir haben nicht gewollt. Das reuet uns und ist uns von Herzen leid.“ Sodann einen Ausdruck der Hoffnung: „O, Vater, lass aus so viel Heldentum und so vielem unschuldig vergossenen Blut die Frucht eines besseren Friedens hervorgehen zum Heil der Kinder und Enkel.“ Und zur Bitte das Gelübde: „Wir wollen uns freuen über jeden wahren Fortschritt, der dem Guten uns näher führt, über jedes rechte Mittel, das

dem Ausbruch neuer Kriege vorbeugt, über jede Tat, die Ungerechtigkeit und Hass aus der Welt schafft. — Wir müssen andere und bessere Grundlagen suchen. Sie finden sich in Gottes Wort, in Jesus Christus und seinem Evangelium und im Gewissen.“

Nicht wahr? Das sind ernste und ernstgemeinte Worte. Sie lassen uns spüren den aufwachenden christlichen Geist. Wir dürfen kein Jota abstreichen davon. Es zeigt sich in ihnen die Abwendung vom Glauben an die Gewalt und die Hinwendung zum Glauben an die Liebe. In dieser Wendung liegt die Grösse unserer Zeit. Und zugleich ihre unheimlich schwere Aufgabe. Darin besteht die Prüfung, die uns auferlegt ist. Wie wir uns da einzustellen haben, ist klar, wenn all die vorhin erwähnten Worte nicht Heuchelei sein, wenn sie uns nicht verdammen sollen. Es handelt sich wahrlich nicht um ein besseres Christentum, dessen Bekenner pharisäisch auf die andern herabblicken; es handelt sich einfach um ein Müssen, um eine Entscheidung, der wir alle ohne Ausnahme am liebsten ausweichen würden, der wir aber nicht ausweichen können: Glauben wir an die Kriegswaffe oder an Jesus Christus? Ein Sowohl — als auch gibt es hier nicht.

Langsam, mühsam bricht sich die Ueberzeugung Bahn: Die Tat der Liebe hilft uns, einzig sie. Wir mögen hundert Kompromisse schliessen, gutheissen können wir sie nicht. Der Verzicht auf die Kompromisse, der evangeliumsmässige Glaube an die Liebe tritt uns nun entgegen in denen, die sagen: Lasst uns Gutes tun, nur Gutes! Lasst uns drum das Schwert niederlegen! Es sind, aufs Ganze gesehen, sehr wenige, die so sprechen. Es werden immer wenige sein. Trotzdem fürchtet man sie. Mit Recht. Die Tat des Glaubens hat grössere Folgen, als wir absehen. Sie wird ungeahnte Erschütterungen nach sich ziehen. Unfehlbar. Wir mögen uns so oder so zu ihr stellen, ändern lässt es sich nicht. Sie ist nun einmal geschehen. Sie wird weiter geschehen. Sie wird weiter wirken. Für uns handelt es sich bloss darum: Erkennen wir sie als eine Tat des Glaubens oder nicht? Nur darum. Nicht etwa um das Vollbringen. Immerhin, das Erkennen und Bekennen ist auch etwas. Und zwar etwas Schweres. Manchem mag es unmöglich sein. Und wir dürfen ihm darob nicht zürnen. Aber das müssen wir sagen: Wenn die Kirche etwas ablehnt, einfach deshalb, weil es gegenwärtig herrschende politische Zustände ändern wird, wenn ihr also diese Zustände zur Hütung anvertraut erscheinen, wenn sie im Dienste dieser Zustände steht, wenn sie nicht ihre prophetische Berufung zur Erkenntnis des Gotteswortes und Gotteswillens einsieht, wenn sie sich nicht beugt unter das Evangelium, wenn sie nicht durch ihr ganzes Verhalten bezeugt, dass sie durch und für das Evangelium lebt, durch nichts anderes und für nichts anderes — dann wird jener hohnvolle Gruss, welcher der letzten Dezembersynode zugesandt worden ist, grausame Wahrheit werden: Sie möge als erstes ihre Totengräber bestellen!

Es ist in ernstem Tone, mit gewichtiger Miene gesagt worden, es handle sich bei unserer Erklärung um das grosse Problem der Landesverteidigung. Gewiss! Aber warum hat man nicht auf das noch grössere Problem hingewiesen, auf die Treue im Bekenntnis zum Evangelium? Auf die Lebensfrage der Kirche?

Man wirft uns gerne vor, wir machen stets nur Worte. Man meint damit: allgemein gehaltene, leere Worte. Nun haben wir einmal Gelegenheit zu einem inhaltvollen, tapferen, auf einen konkreten, praktischen Fall bezogenen Worte, das missverstanden, missdeutet werden kann, das aber unser Daseinsrecht, ja unsere Daseinsnotwendigkeit dartut. Es ist das Wort, das die leidende Menschheit heute von der Kirche erwartet. Glaubt sie wirklich an die Liebe? Diese Frage, und nichts anderes, ist ihr mit dem zweiten Teil unserer Erklärung gestellt.

Meine Herren! Wie wird die Antwort lauten? Die Synode hat sie eigentlich schon gegeben mit der einstimmig erlassenen Erklärung zum europäischen Krieg vom 10. November 1914, in der es heisst: „Die Synode der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Bern erachtet es als ihr Recht und ihre Pflicht, und an ihrem heutigen Sitzungstage als ihre wichtigste Aufgabe, aufs neue und laut auf die ewigen Wahrheiten hinzuweisen, in denen die Hilfe für alle Not enthalten ist, auf den Glauben an den lebendigen Gott, der sich in Jesus Christus, seinem Leben und Sterben, als der Gott des Friedens und der Vater aller Menschen geoffenbart hat. Sein Reich ist ein Reich des Friedens und nicht des Krieges, der Liebe und nicht der Gewalt.“ —

Ich frage: „Wird die Synode heute, im Ernstfalle, sich zu ihrem eigenen Bekenntnis bekennen? Ja oder nein?“
J. Oettli.

II. Die Stimme eines Laien.

Nachdem zu den Verhandlungen der bernischen Kirchensynode bis jetzt vorwiegend Theologen das Wort ergriffen, soll nun auch noch ein „Laie“ zu Worte kommen. Es handelt sich dabei ja im Grunde nicht bloss um die Berner Synode, die schliesslich eine weltbewegende Wichtigkeit nicht hat (trotz dem Mittelpunktswusstsein, das manche ihrer Mitglieder haben mögen), sondern um das ganze Problem, das „Kirche und Militarismus“ heisst. Dazu schreibt uns Herr Lehrer Hans Grogg in Langenthal (Bern) in einem Artikel, der bezeichnenderweise von einem sozialdemokratischen wie von einem bürgerlichen Organ nicht angenommen worden ist, u. a. folgendes:

„Vor ungefähr 3 Wochen wird es gewesen sein, dass unsere bernische Kirchensynode sich durch die Ablehnung der Motion Oettli betreffend Zivildienstpflicht offen zum Militarismus bekannt hat. Diese Tatsache verdient es, dass sich immer wieder denkende Leute aus allen Lagern mit dem Problem befassen. Gleich zu Anfang will ich bemerken, dass ich als Freund der Kirche spreche, freilich der Kirche, wie sie sein sollte und sein könnte, nicht wie sie jetzt ist!

Die bernische Kirchensynode, deren erlauchte Zusammensetzung ich freilich nicht genau kenne, sondern nur ahne, und von der ich weiss, dass sie die Vertretung der bernischen Landeskirche bedeutet, hat sich also mit „überwältigender“ Mehrheit zur Ablehnung der Motion Oettli betreffend die Zivildienstpflicht entschlossen!

Zum Teil sollen an jener Versammlung die Petitionäre mit Spott und Hohn übergossen oder ihnen unlautere, heuchlerische Gesinnung vorgeworfen worden sein. Die Vertretung der bernischen Landeskirche hat sich somit in ihrer überwiegenden Mehrheit für den Militarismus erklärt! Die Erfahrungen der furchtbaren Jahre 1914—18 sind auch an ihr spurlos vorübergegangen, und sie hilft damit ein System stützen, das all das Unheil über die unglücklichen Völker gebracht, deren Waffen von den sinnverwirrten Kriegstheologen immer zum Mordhandwerk gesegnet worden sind! Hätte der Herrgott freilich all diese Segenswünsche (!) erhört, so wäre der Krieg einige Jahre früher fertig gewesen, indem sich sämtliche Kriegsheere dann gegenseitig total ausgerottet hätten; denn wenn Gott unparteiisch sein wollte, so musste er alle Bitten um Vernichtung der Feinde erhören, kamen sie nun von Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen etc.

Doch Spass beiseite; denn die Angelegenheit verdient mit vollem, tiefem Ernst behandelt zu werden. Ich bedaure mit vielen andern jenen Beschluss der bernischen Landeskirche, resp. ihrer Vertretung aufs tiefste; denn noch halte ich an ihr fest, möchte ich sie doch in frischem, freudigem Kampfe sehen mit all den Gegenmächten, welche die heutige Welt an den Rand des Abgrunds geführt haben. Zu diesen gehört auch der Militarismus, von dem der schweizerische ein lächerliches Abbild im kleinen ist. Lasse man

doch einmal die Phrase von der Verteidigung des Landes fahren! Daran haben 1914 ja alle sich in den Krieg stürzenden Völker geglaubt! Keines hat angegriffen, jedes hat sich nur verteidigt!

Die bernische Kirchensynode hat durch die ganze Art der Behandlung gezeigt, dass sie vollständig von dem Geiste regiert wird, der derjenige Christi nicht ist! Ich bin nicht so bibelkundig wie die Herren Gottesgelehrten, sekundiert von einigen eidgenössischen Obersten, aber soviel scheint mir doch sicher zu sein, dass im ganzen Neuen Testament nichts von der „nationalen Verteidigung“ steht (nicht einmal von einer Kirche!), eher natürlich im alten Bunde, auf dessen Satzungen sich ja etwa unsere Oberkriegsgurgeln berufen. Wohl aber stehen in den Schriften des Neuen Testaments flammende Aufrufe zur Bekämpfung aller Mächte des Bösen; und wollte man die Aussprüche nur dem Geiste nach, nicht etwa gar buchstäblich erfüllen, dann, ja dann würde man gar bald mit den Gesetzen des Staates in Konflikt kommen! Denke man nur an die Aussprüche der Bergpredigt, an das Wort: Liebet eure Feinde! Sind sich unsere Pfarrherren, die Sonntag für Sonntag diese Worte predigen und auslegen, des schreienden Widerspruchs bewusst? Sind wir überhaupt noch Christen, dem Geiste Christi nach? Oder würde Christus nicht noch einmal gekreuzigt, von Staates wegen, wenn er wiederkäme und seine gleichen, unerbittlichen Forderungen stellte? Ob all dem gegenwärtigen Treiben in der Welt möchte man schmerzvoll die Pilatusfrage wieder ausrufen: „Was ist Wahrheit?“ Sie wird ja auch getan von Tausenden ernster Denker, freilich auch von Tausenden frivoler Skeptiker, die sich dann hohnvoll lachend von Religion und Kirche abwenden. Daran ist die Kirche vielfach selbst schuld, indem sie zu oft im Dienste der regierenden Mächte stand und ihre wahre Aufgabe verkannte, wie auch heute wieder!

Die Wenigen, die noch treu bleiben, auf Grund inneren Bedürfnisses, stösst sie dadurch ab; soll doch an jener Versammlung der Kirchensynode einer sich geäußert haben, die, welche den Staat samt Kirche in dieser Sache (Wehrpflicht) kritisierten, hätten in der Kirche nichts mehr zu suchen! Toleranz des Jahres 1924! Die Aufrechten, die es wagen, gegen den Strom zu schwimmen, unter grossen persönlichen Opfern oft, werden verhöhnt und verfolgt.

Frage: Auf welche Seite würde sich wohl Christus stellen, wenn er wieder käme? Ob zu der leider so verknöcherten Staatskirche oder zu den Wenigen, bei denen das Christentum ein Mittel sein will, diese Erde, die Gottes ist trotz allem, umzugestalten, dass der Mensch auf ihr Gottes Gedanken, wie sie uns durch Christus vermittelt sind, zum Ausdruck bringe? Nicht soll es sein eine blosse Versicherungsanstalt für ein Jenseits, von dem wir herzlich wenig wissen trotz all der ungeheuren Gottesgelehrsamkeit, die, um es offen zu sagen, den Weg zu Gott und Christus bloss versperrt, besonders wenn sie dann noch im Bunde mit eidgenössischen Obersten auftritt! Seien diese auch noch so religiös gesinnt, was ich übrigens von vielen gerne anerkenne, um so weniger aber verstehe ich sie in ihren innersten Beweggründen. Aber die Religion Christi haben sie sicher nicht, vielmehr die eines alttestamentlichen Helden und Haudegens!

Dass ich mit diesen Ansichten nichts zur Lösung der Frage Wehrpflicht und Kirche beigetragen habe, bin ich mir wohl bewusst, aber gesagt mussten sie sein zur Erleichterung meines bedrängten Gewissens. Tausende werden vielleicht so denken wie ich nach all den furchtbaren Jahren mit ihren Kriegs- und Nachkriegsschrecken; aber noch wagen sie es nicht auszusprechen. Mich aber schmerzt diese Stellungnahme der protestantischen bernischen Geistlichen aufs tiefste, diese Bücklinge vor dem Zeitgeist, der, wenn er so weiter wütet, unfehlbar zum „Untergang des Abendlandes“ führen muss, wie ihn der deutsche Denker und Geschichtsforscher Oswald Spengler

prophezeit hat. Noch wäre vielleicht Rettung möglich, wenn jeder Einzelne an seine Brust schlägt und sich fragt: Wohin steuern wir? Lasse er sich dabei leiten — von solchen, die tiefer sehen als unsere bernische Staatskirche. Die übrigens ein Unding ist; Trennung von Kirche und Staat wäre das allein Richtige, wirklich protestantischem Geiste angemessen.

Aber freilich, wer heute noch wirklich Protestant im wahren Sinne des Wortes ist, der macht sich damit bei unsern regierenden Parteien und der mit ihnen verbündeten Geistlichkeit genau so unbeliebt wie ehemals die starre Satzungen der katholischen Kirche durchbrechenden kühnen Männer! Unsere Pfarrer können es scheints nicht fassen, dass unsere Zeit eine ganz neue Einstellung dem Leben und — wo es sein muss — auch dem Staat gegenüber, wie er heute besteht, verlangt! Was könnte die Kirche sein, welch helfende Macht im Kampfe gegen die widergöttlichen Dinge, wie Mammonismus und Militarismus, wenn sich ihre Vertreter entschlossen auf die Seite des Guten stellten, auf die Seite derjenigen, bei denen auch Christus stets zu finden war!“

III. Ein Brief aus Schweden an die evangelischen Schweizerkirchen.

Der Schwedische Bund für „Christliches Gesellschaftsleben“ (der uns durch enge Gesinnungsgemeinschaft verbunden ist) hat aus freien Stücken, ohne jede Spur von Aufforderung dazu aus der Schweiz, das folgende Schreiben „An die Mitglieder der Synoden der Evangelisch-reformierten Landeskirchen in der Schweiz“ gerichtet. Wir sind unsern nordischen Freunden für diesen Beweis ökumenischer Zusammenarbeit von Herzen dankbar und sind gespannt darauf, wie die Adressaten antworten werden.

Verehrte und liebe Brüder!

Wir Unterzeichnete, Vorstand des Schwedischen Bundes für Christliches Gesellschaftsleben, bitten Sie, uns freundlich zu hören in einer Angelegenheit, welche von grosser Bedeutung zu sein scheint sowohl für das sittliche und religiöse Leben unter den einzelnen Völkern wie für das Verhältnis der Völker zu einander.

In den letzten Jahren sind die Scharen der jungen Leute immer gewachsen, welche in ihrem Gewissen stark beunruhigt werden durch die Forderung des Staates, dass sie sich vorbereiten sollen für das Töten im Krieg, um sobald als die Obrigkeit es befiehlt, mitzuhelfen, ihre Brüder aus anderen Ländern zu morden. In mehreren Ländern haben die Volksrepräsentationen, in richtiger Anerkennung des Sachverhältnisses, dass nur auf treuem Gehorsam der einzelnen im Volke gegen die Stimme des Gewissens eine feste Rechtsordnung gebaut werden kann, diese Gewissensnot berücksichtigt und Gesetze eingeführt, durch welche es denen, die durch ihr Gewissen verhindert sind, Militärdienst zu tun, erlaubt wird, anstatt dessen zivile Arbeit für den Staat ausserhalb der militärischen Organisation auszuführen. Die Versuche, welche demgemäss in einigen Ländern mit Zivildienst anstatt Kriegsdienst gemacht worden sind, sind ohne Zweifel verschieden ausgefallen, was sowohl von der Abfassung des Gesetzes wie von der mehr oder weniger loyalen Ausführung desselben in der Praxis abhing. In unserem Lande sind die Erfahrungen im grossen und ganzen gut. Nicht nur die jungen Arbeiter selbst, sondern auch die Arbeitsleiter sprechen sich im allgemeinen mit Zufriedenheit aus über ihre Eindrücke von der Arbeit.

Mit grosser Freude haben wir erfahren, dass in der Schweiz eine starke Bewegung zu Stande gekommen ist, um auch in diesem Lande ein Gesetz für alternativen Zivildienst einzuführen, und dass diese Bewegung von christlichen Kreisen, und zwar auch von Geistlichen in den Landeskirchen, gestützt wird. Es scheint von der grössten Bedeutung zu sein, dass die Kirchen in den Kämpfen für Gerechtigkeit und Gewissensfreiheit nicht nur sympathisch zu-

schauend beiseite stehen, sondern womöglich vorangehen und die klare Parole geben. Freilich, die Anerkennung des Rechtes des Gewissens, welche ein Zivildienstgesetz bedeutet, ist nur ein ziemlich kleiner Schritt der Gerechtigkeit im nationalen und internationalen Leben entgegen; es ist aber doch ein Schritt auf dem rechten Weg. Und darum begrüßen wir es mit besonders lebhafter Befriedigung, dass, wie wir hören, leitende Männer in den Evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz als Führer in der Bewegung für diese Reform stehen; und wir werden uns mit unseren schweizerischen Brüdern freuen, wenn der Sieg gewonnen ist.

Stockholm, im Februar 1924.

Der Vorstand des schwedischen Bundes für Christliches Gesellschaftsleben: Natanael Beskow, Dr. theol., Vorsitzender; Signe Almquist, Schulvorsteherin; Th. Arvidson, Methodistenprediger; Harald Hallén, Pfarrer; Hagb. Isberg, Pfarrer; J. Julén, Dr. phil., Schuldirektor; J. Lindskog, Pfarrer; N. J. Nordström, cand. phil., Seminarlehrer; Ebba Pauli, Schriftstellerin; Lilly Thomasson, Lehrerin; Sam. Thysell, Pfarrer, Generalsekretär; Sigurd Westman, Pfarrer.



Zur Weltlage

Die Reaktion.

Obschon die Reaktion vielleicht den Höhepunkt ihrer Macht schon überschritten hat, wird der Kampf zwischen ihr und den vorwärtsdrängenden Kräften wohl noch lange dauern, wahrscheinlich eine ganze Periode ausfüllen. Darum ist es gewiss angebracht, wenn wir uns einmal noch etwas tiefer als bisher und auf eine mehr zusammenhängende Weise auf ihr Wesen, ihre Ursachen, ihre Formen, ihr Unrecht und Recht und die Wege (oder den Weg) zu ihrer Ueberwindung besinnen. Denn man kann, wie jedermann weiss, einen Gegner nur besiegen, wenn man ihn kennt, eine Krankheit nur heilen, wenn die Diagnose richtig ist.

1. Was ist denn Reaktion?

Die erste Frage muss wohl sein, was denn Reaktion ist. Denn der uns so geläufige, leider nur allzu geläufige Begriff ist keineswegs ohne weiteres klar und eindeutig.

Wenn wir vom Wortsinn ausgehen, so bedeutet Reaktion die Antwort auf eine Aktion, und zwar eine Antwort, die die Aktion aufhebt, zurücktreibt, die also in einer der Aktion entgegengesetzten Richtung verläuft. Sie ist der Gegenstoss auf einen Stoss. In grossem Stil ist sie der Gegenstoss auf eine Revolution.

Vielleicht tun wir, um das Wesen der gegenwärtigen Reaktion zu erfassen, gut, an typische Formen einer solchen aus vergangenen Tagen zu denken. Dann stossen wir zunächst auf die Gegenbewegung zu dem ungeheuren Stoss der französischen Revolution. Was bedeutete dieser Stoss? Er bedeutete den Sieg der modernen Demokratie über den Feudalismus, das Aufsteigen des

Volkshochschulkurs. Statt der Reichenauer Konferenz findet dieses Jahr in Davos-Monstein vom 17.—24. August ein Volkshochschulkurs unter der Leitung von Fritz Wartenweiler, von Nussbaum, Frauenfeld, statt.

Programm: 1. Aussprache über die Gedanken Albert Schweitzers im Anschluss an seine Bücher: „Verfall und Wiederaufbau der Kultur“, „Kultur und Ethik“, sowie „Das Christentum und die Weltreligion“.

Besprechung seines Lebensganges an Hand der Werke: „Jugenderinnerungen“ und „Zwischen Wasser und Urwald“.

2. Besprechung der Wege zur Vertiefung und Veredelung unseres Volkslebens (Gemeindestube, Volkshochschule usw.).

3. Streiflichter auf die Schweizergeschichte seit 1848.

4. Singen, Spielen, Turnen. (Liederbücher und Instrumente mitnehmen.)

Das Kursgeld beträgt per Tag Fr. 4.—.

Anmeldungen nimmt entgegen: J. Barandun, Lehrer, Berggasse, Chur.

Berichtigung. Zu dem im letzten Heft veröffentlichten Briefe unserer schwedischen Gesinnungsgenossen berichtet uns ein schweizerischer Freund, dass jene doch nicht ganz ohne Anregung aus der Schweiz gehandelt hätten. Er habe gegen sie den Wunsch geäußert, dass sie von ihren schwedischen Erfahrungen mit dem Zivildienst ein Wort sagen möchten, und der Brief sei eine Erfüllung dieses Wunsches.

Ich gebe dieser Berichtigung gern Raum, bedaure meinen Irrtum, muss aber doch bemerken, dass der Brief der Schweden dadurch an Wert nichts verliert, denn dieser besteht vor allem in dem, was er über den Zivildienst in Schweden sagt und in der Qualität der Menschen, die ihn unterzeichnet haben.

Von Büchern

Ein Festspiel.¹⁾

Ich habe von dem Aarauer Schützenfest andernorts in diesem Hefte geredet. Zur weitem Beleuchtung des dort Gesagten möchte ich aber doch noch an dieser Stelle ein wenig auf das Festspiel eingehen, das im Mittelpunkt jener Aarauer Tage steht. Es ist ein merkwürdig genauer Ausdruck des dort geschilderten Sachverhaltes.

Ein gewisses Talent verrät sich in dem Machwerk. Freilich ist es mehr Schein als Wirklichkeit. Es ist ein gewisses formelles Brillieren, wie es dieser Generation von Literaten eignet, eine gewisse grossartig-geniale Gebärde, ein gewisses Haschen nach Wortoriginalität. Sieht man näher zu, so bleibt nicht viel übrig. Es ist wie das ganze Fest — Schein. Es ist gemachtes, aufgeblähtes Wesen vom Anfang bis zum Ende. Eine einzige Festphrase! Und Frevel ist auch dabei. Es kommen Stellen darin vor, die Blasphemie bleiben, auch wenn zur Beschönigung behauptet wird, dass sie zur Charakteristik der Feinde dienen sollen. So redet keiner, dem selber das Heilige heilig ist. Darum klingt auch alles Religiöse in dem Stücke so unecht. Es gehört natürlich auch zur Apotheke. Besonders schlimm klingt es, wo es plötzlich inmitten von wildestem Blut- und Hasstaumel aufgetaucht. So heisst es z. B. in der Darstellung der Murtnerschlacht:

¹⁾ Die Schweizer: Historisches Festspiel zum Eidgenössischen Schützenfest 1924 in Aarau, von Cäsar v. Arx.